

„Menschenbilder – Die soziologische Person, das psychologische Selbst und das biologische Individuum im interkulturellen Vergleich“

Projekt innerhalb des ersten Teilprojektes „Menschenbild und Neurowissenschaften“ des Marsiliuskollegs, bewilligt Juli 2009,
Prof. Jürg Wassmann, Dr. Alexis von Poser

Die Vorstellung der „Person“ in traditionellen Gesellschaften ist ein klassisches Thema in der Ethnologie. Während westliche Ethnopsychologien die Person als ein Individuum sehen, dessen Verhalten durch innere Motive erklärt werden kann, besitzen viele nicht-europäische Gesellschaften Vorstellungen, in denen die Person weniger eine abgrenzbare und selbstständige Einheit als vielmehr ein **Knoten in einem sozialen Beziehungsgeflecht** ist. Die soziologische „Person“, das psychologische „Selbst“ und das biologische „Individuum“ sind kulturell definiert, wobei der „Person“ als relationales Gebilde sehr oft die herausragende Bedeutung zukommt. Marilyn Strathern's klassische Analyse von Tauschbeziehungen in einer Gesellschaft in Papua New Guinea gründet auf einer Unterscheidung zwischen der westlichen Person als einem einzelnen und von Anderen getrennten Individuum und dem **„Dividual“**, der melanesischen Person als einer sozial bezogenen und sogar divisiblen Person (1988).

Auch Andrew Strathern und Pamela Stewart (2000) machen auf die Komplexitäten und Variationen im Gebrauch dieser zentralen Begriffe Person, Selbst und Individuum aufmerksam, sie führen den Begriff **relationales Individuum** („relational individual“) ein und machen deutlich, dass wir über diese Begriffe in Zusammenhang neuerer Konzepte wie **Durchlässigkeit** („permeability“) und **Teilbarkeit** („partibility“) nachdenken müssen.

Bei der Analyse von Personenkonzepten ist auch eine Fokussierung auf spirituelle, **„seelische“ Aspekte**, auf das Alter, Tod und Jenseits, **Körper** und körperliche Substanzen wie Blut oder Sperma, und Empfängnis aufschlussreich. Darüber hinaus werden in traditionellen Gesellschaften Personenkonzepte nicht nur durch ihre „Bestandteile“, durch soziale Beziehungen oder innere Mechanismen der Wahrnehmung und des Sich-Erinnerns verstanden, sondern auch durch die topographische Umgebung. Was eine Person „ist“, leitet sich oft von ihrer **genealogischen Position** und von ihrer **Beziehung zur Landschaft** ab (Totemismus).

Der einflussreichen Definition Grace Gredis Harris' (1989) zufolge ist eine Person ein menschliches Wesen, das **innerhalb kultureller Normen** agiert.

Diese Person muss keinesfalls ein lebender Mensch sein, sondern kann ein Vorfahre oder ein Tier sein, das mit seinen Handlungen auf das Leben von anderen Personen Einfluss hat. Umgekehrt kann ein Mensch ohne soziale Fähigkeiten als eine geringere, weniger bedeutende Person, oder sogar als Nicht-Person gelten.

Jane Fajans (1985) beschreibt in ihrem berühmten melanesischen Beispiel die Entwicklung des „Person-Seins“ als eine **fortschreitende Aneignung sozialer Eigenschaften** bis hin zum Nahrungs-Geber (und nicht mehr „Nahrungs-Empfänger“) – und die Auflösung derselben mit dem Altern. Als Neugeborenes wird ein Säugling als dem Bereich der Natur und nicht demjenigen der Kultur zugehörig betrachtet, da es noch kein soziales Verhalten entwickelte: das Baby gilt nicht als Person. Ein älterer Mensch wird am Lebensende **de-sozialisiert**, weil er wieder auf die Nahrung von anderen angewiesen ist.

Grundsätzlich ist auch zu fragen, wie der den Menschen umgebende **Raum** wahrgenommen wird. Die Determinanten in Umwelt und Biologie veranlassen die heutige Psychologie, Linguistik oder Neurobiologie, aber auch unsere westlichen philosophischen Traditionen zu der Annahme, dass es ganz „natürlich“, und folglich universal sei, dass der menschliche Körper der Person aufrecht im Zentrum des Universums stehe und somit der ihn umgebende Raum in links und rechts, oben und unten, vorne und hinten unterteilt, also von einem **egozentrischen** Blickpunkt aus wahrgenommen werde. Diese europäische Idee von der aufrechten Person ist jedoch, wie neuere Forschungen zeigen, keinesfalls universal oder „natürlich“ (Wassmann & Dasen 1998, Bennardo 2002, Levinson 2003, Levinson & Wilkins 2006, Dasen & Wassmann 2008, Wassmann 2009). So kann in aussereuropäischen Kulturen der uns umgebende Raum sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikroebene **geozentrisch** wahrgenommen werden, von Merkmalen in der Umgebung bestimmt (flussabwärts / flussaufwärts, Sonnenaufgang / Sonnenuntergang, zum Berg / zum Meer). Beispiel: „Die Person hält einen Stift in der Hand flussaufwärts“ – nicht z.B. in der linken Hand).

Auch die Stellung der Person im **zeitlichen Ablauf** kann anders verstanden werden. Während im Westen das Bild vorherrscht, Ego würde auf einem Pfad vorwärts gehen, mit der Vergangenheit hinter und die der Zukunft vor sich, sind neueste Beispiele bekannt geworden, in denen umgekehrt gedacht wird: Ego ist statisch und die Zeit fließt an ihm vorbei – entsprechend ist die Zukunft hinter dem Rücken von Ego und die (bekannte) Vergangenheit vor ihm/ihr (dort sind die Augen). Die bei Gesprächen eingesetzte **Gestik** ist kongruent mit diesem Bild: bei „Zukunft“ wird mit der Hand über die Schulter nach hinten gezeigt (Nunez & Sweetser 2008). Diese Fragestellungen wurden in Zusammenarbeit mit Prof. R. Nunez, Department of Cognitive Science, University of California in San Diego, im Sommer 2009 bei den Yupno in Papua New Guinea untersucht.

Das Projekt versucht die im Marsilius-Kolleg noch nicht repräsentierte **interkulturelle Dimension des Projektthemas** zu realisieren. Der Grundgedanke dabei ist, **Theorien von Relationalität** als Blaupause für das gesamte Teilprojekt ausgehend von ethnologischen Perspektiven nutzbar zu machen.